

Predigt im Universitätsgottesdienst des Wintersemesters

2013/2014, 22. Sonntag nach Trinitatis,

27. Oktober 2013, 18 Uhr, St. Marienkirche

Prof. Dr. Jens Schröter / Prof. Dr. Philip van der Eijk

Predigttext: Die Heilung eines besessenen Knaben (Markus 9,14-29)

¹⁴ Und er [Jesus] kam zu seinen Jüngern und sah viel Volks um sie und Schriftgelehrte, die sich mit ihnen befragten. ¹⁵ Und alsbald, da alles Volk ihn sah, entsetzten sie sich, liefen zu und grüßten ihn. ¹⁶ Und er fragte die Schriftgelehrten: Was befragt ihr euch mit ihnen? ¹⁷ Einer aber aus dem Volk antwortete und sprach: Meister, ich habe meinen Sohn hergebracht zu dir, der hat einen sprachlosen Geist. ¹⁸ Und wo er ihn erwischt, da reißt er ihn; und er schäumt und knirscht mit den Zähnen und verdorrt. Ich habe mit deinen Jüngern geredet, dass sie ihn austrieben, und sie können's nicht. ¹⁹ Er antwortete ihm aber und sprach: O du ungläubiges Geschlecht, wie lange soll ich bei euch sein? wie lange soll ich euch tragen? Bringet ihn her zu mir!

²⁰ Und sie brachten ihn her zu ihm. Und alsbald, da ihn der Geist sah, riss er ihn; und er fiel auf die Erde und wälzte sich und schäumte. ²¹ Und er fragte seinen Vater: Wie lange ist's, dass es ihm widerfahren ist? Er sprach: Von Kind auf. ²² Und oft hat er ihn in Feuer und Wasser geworfen, dass er ihn umbrächte. Kannst du aber was, so erbarme dich unser und hilf uns! ²³ Jesus aber sprach zu ihm: Wenn du könntest Glauben! Alle Dinge sind möglich dem, der da glaubt. ²⁴ Und alsbald schrie des Kindes Vater mit Tränen und sprach: Ich glaube, lieber HERR, hilf meinem Unglauben!

²⁵ Da nun Jesus sah, dass das Volk zulief, bedrohte er den unsauberen Geist und sprach zu ihm: Du sprachloser und tauber Geist, ich gebiete dir, dass du von ihm ausfahrest und fahrest hinfort nicht in ihn! ²⁶ Da schrie er und riss ihn sehr und fuhr aus. Und er ward, als wäre er tot, dass auch viele sagten: Er ist tot! ²⁷ Jesus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf; und er stand auf.

²⁸ Und da er heimkam, fragten ihn seine Jünger besonders: Warum konnten wir ihn nicht austreiben? ²⁹ Und er sprach: Diese Art kann mit nichts ausfahren denn durch Beten und Fasten.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott unserm Vater und unserem Herrn Jesus Christus. Amen.

Jens Schröter:

Es ist eine eindruckliche Heilungsgeschichte, die wir gerade in der Evangeliumslesung gehört haben. In eindringlichen Worten beschreibt ein Vater, was mit seinem Kind geschieht, wenn der „sprachlose Geist“ wieder einmal über

ihn kommt: Der Junge wird zu Boden geworfen, hat Schaum vor dem Mund, knirscht mit den Zähnen und trocknet aus. Er ist nicht mehr Herr seiner selbst. Eine andere Macht ergreift ihn, er kann sich nicht dagegen wehren, seit seiner Kindheit schon leidet er diese Qualen. Einen Anfall würden wir das wohl nennen und wären vermutlich hilflos, vielleicht sogar peinlich berührt, wenn er sich in unserem Beisein ereignen würde.

Wie kann der Junge diese Krankheit loswerden? Ja – ist „Krankheit“ überhaupt das richtige Wort dafür, worum es hier geht? Und wenn ja – welche Art von Krankheit wäre das? Geht es nur um physische Defekte, für die man die richtige Therapie braucht, um sie zu heilen? Warum aber ist in dem Text von „Krankheit“ gar nicht die Rede, wohl aber davon, dass der Junge einem „Geist“ ausgeliefert ist, der ihm diese Qualen verursacht? Wie passen unsere Vorstellungen von Krankheit und Heilung zu dem, was uns in dieser Geschichte entgegentritt?

Philip van der Eijk:

Stellen wir uns zuerst einmal vor, welchen Eindruck diese Geschichte wohl auf die damaligen Menschen gemacht haben kann: versuchen wir, die Ereignisse, die hier erzählt werden, durch die Augen der 'Menge' zu sehen, von der der Text spricht und die Zeuge dieser Wunderheilung war. Denn der Knabe, der uns in dieser Geschichte begegnet, weist eine Reihe von körperlichen und geistigen Merkmalen auf, die starke Ähnlichkeiten zum antiken Krankheitsbild der sogenannten 'heiligen Krankheit' aufweisen – 'heilig' im Sinne von dämonisch und übernatürlich, sowohl in ihrem Ursprung und ihrer Ursache als auch in der Behandlung: denn es war eine Erkrankung, gegenüber der der Mensch selbst ratlos und hoffnungslos war. Eine ausführliche Beschreibung dieses Krankheitsbildes finden wir in einer der antiken medizinischen Schriften, die uns im Namen des berühmten Arztes Hippokrates überliefert sind, eine Abhandlung, die eben den Titel 'Über die heilige Krankheit' trägt. Der Verfasser dieser Schrift beschreibt, wie diese Krankheit wegen ihres erschreckenden, ergreifenden und plötzlichen Charakters allgemein als eine Art von Besessenheit durch einen unreinen Geist aufgefasst wurde, in manchen Fällen sogar als Heimsuchung durch eine Mehrzahl von Göttern, die einen einzelnen Patienten in unterschiedlicher Weise für sein Fehlverhalten strafen. So erzählt der Verfasser,

wie die verschiedenen Symptome der heiligen Krankheit je einem anderen Gott zugeschrieben wurden: für den Schaum vor dem Mund sei der Kriegsgott Ares verantwortlich, für das Schreien der Seegott Poseidon, für den Verlust von Kontrolle über die Muskeln Apollon, für das Zähneknirschen die Unterweltgöttin Hekate. Die Erkrankung galt als eine Art Unreinheit, eine Besudelung, von der man nur durch rituelle und manchmal sogar magische Reinigungsmaßnahmen geheilt werden konnte – Maßnahmen, die nicht vom Patienten selbst oder seiner Familie und nicht einmal von Ärzten vorgenommen werden konnten, sondern nur von Beschwörern und Wunderheilern, die über spezielle, magische Gaben verfügten. Gesellschaftlich galt der Patient als ein 'outsider', der sogar eine Gefahr für die Gemeinschaft darstellte und gemieden wurde – und der sich daher auch aus Scham für sein Leiden zu Hause oder an einem verlassenem Ort aufhalten musste.

Die Darstellung, die Markus von der Erkrankung, von der Hoffnungslosigkeit der Situation gibt, schließt also bei Vorstellungen an, die im antiken Denken über Gesundheit und Krankheit geläufig waren. Und auch die Schilderung von Jesu Reaktion und Auftreten schließt an die Erwartungen an, die die damaligen Menschen von der Behandlung einer solchen Erkrankung hatten. Aber wie vertraut sind diese Vorstellungen für uns heutzutage? Was können wir mit dieser Geschichte anfangen?

Der Verfasser unserer hippokratischen Schrift teilt diese Vorstellung jedenfalls nicht, sondern kritisiert sie scharf. Seiner Meinung nach hat diese sogenannte heilige Erkrankung nichts mit göttlichem Eingreifen oder dämonischer Besessenheit zu tun: es handelt sich hier um eine Art von Epilepsie (wörtlich: 'Ergriffenheit'), eine Krankheit, die eine natürliche Ursache hat, nämlich im Gehirn. Mit erstaunlicher Präzision beschreibt der Verfasser dieser Schrift die Symptome eines epileptischen Anfalls und führt sie alle auf bestimmte Störungen in der Verbindung zwischen dem Gehirn und den anderen Teilen des Körpers zurück. Auch die Tatsache, dass die Erkrankung in der Vererbung liegt und ihren Anfang in der ganz frühen Lebensphase hat, bekommt von dem hippokratischen Autor eine natürliche Erklärung. Dass man diese Krankheit bekommt, hat also nichts mit irgendeiner göttlichen Strafe für irgendwelches menschliches Fehlverhalten zu tun, so führt er aus, es ist eine Konsequenz physischer Faktoren

und Vorgänge, die keineswegs über das menschliche Verständnis hinausgehen, für die man sich auch nicht zu schämen hat und gegen die man, was die Behandlung bzw. Vorbeugung angeht, auch nicht grundsätzlich machtlos dasteht: mit einer Mischung aus einer gesunden Lebensführung und Medikamenten sei die Krankheit durchaus zu behandeln, so behauptet er optimistisch. Da schmunzeln wir vielleicht und fragen uns, wie erfolgreich eine solche Behandlung in der Antike wohl gewesen wäre, da ja sogar in der gegenwärtigen Medizin diese Krankheit immer noch nicht ganz zu bewältigen ist; aber letztendlich ist das doch eine Frage der Zeit und des medizinischen Fortschritts, so würde dieser hippokratische Arzt sagen – und viele Ärzte heutzutage würden ihm wohl zustimmen.

Vielleicht ist es uns beim Lesen dieser Geschichte aus dem Evangelium ähnlich gegangen wie diesem aufklärerischen hippokratischen Autor der Schrift über die sogenannte heilige Krankheit. Denn mit allen Fortschritten in der wissenschaftlichen Medizin, die sich ja oft auf Hippokrates beruft, sind auch wir nicht mehr daran gewöhnt, Krankheiten wie Epilepsie, Fieber, manische Depression oder Stummheit als dämonische Besessenheit aufzufassen; vielleicht gibt es unter Ihnen Ärzte oder Studenten in der Medizin, die die Phänomene, die hier im Markusevangelium beschrieben werden, retrospektiv zu diagnostizieren versuchen, z.B. als Symptome einer chronischen neurologischen Erkrankung, die sich äußert in periodischen Störungen im kognitiven und motorischen Vermögen wie Sprache, Gehör und Kontrolle über die Glieder des Körpers. Auch der Gedanke, dass eine Erkrankung eine Strafe für eine Sünde ist, ist uns heutzutage nicht so beliebt – was übrigens viele kranke Menschen nicht daran hindert, nach irgendwelchem Sinn ihres Leids zu suchen. Denn wie rational gehen wir eigentlich mit Krankheit um? Sind wir immer so fortschrittlich, ganz frei von sogenannten abergläubischen Vorstellungen? Wenn uns eine schlimme Krankheit trifft, wer von uns fragt sich nicht, warum sie gerade uns passiert? Und vielleicht ist das auch nicht immer eine falsche Frage. Denn auch für uns heutzutage ist eine Krankheit nicht immer nur ein rein körperliches Problem, sie berührt uns manchmal in unserer ganzen Existenz. Und es kann zumindest auch etwas Konstruktives sein, in einer Erkrankung oder einer gesundheitlichen Krise die Wurzel für einen neuen Anfang und neue Orientierung zu suchen: ‘making

sense of suffering', sich einer Krise stellen, kann gerade auch positiv wirken und einen Menschen stärker machen, als er es vorher gewesen ist: vielleicht gibt es hier unter Ihnen Menschen, die dies erfahren haben. Die Vorstellungen, die uns im Evangelium begegnen, sind also nicht so weit entfernt oder primitiv, wie sie beim ersten Anblick vielleicht erscheinen. Und vielleicht können wir uns schon etwas besser denken, was der Knabe in unserer Geschichte und sein Vater alles geistig durchgemacht haben, bevor sie zu Jesus kamen – sowie auch von der geistigen Stärke, die sie mit der körperlichen Heilung bekommen hatten.

Auch der hippokratische Autor der Schrift über die sogenannte heilige Krankheit hätte für solche psychologischen und religiösen Gefühle Verständnis gehabt. Denn er ist nicht nur ein aufklärerischer, wettbewerbsbewusster Arzt, der in den Ansprüchen der Wunderheiler Konkurrenz sieht und vielleicht ein Interesse daran hat, sie als Scharlatane abzutun (wie man das auch heutzutage manchmal, in der Auseinandersetzung zwischen wissenschaftlicher und alternativer Medizin, beobachten kann). Er ist auch ein religiöser Mensch, der an Gott glaubt – in seinem Fall: an Asklepios, den Gott der Heilung – und in dessen Gottesbild für Götter, die Menschen mit Krankheit strafen, kein Raum ist. Im Gegenteil, die Medizin ist für ihn eine Gabe der Götter – eine Gabe, mit der man verantwortlich umgehen muss und die den Menschen zur weiteren Entwicklung und zum Nutzen gegeben und anvertraut ist. Als Christen können wir ergänzen: die weitere Entwicklung eines Heilungspotenzials, das Gott von Anfang an in die Schöpfung gelegt hat, das von Jesus in ganz besonderer Weise benutzt wird, das aber auch den Jüngern Jesu zugesprochen wird und das auch uns zur Verfügung steht: so sind die sogenannten Wunderheilungen Jesu und die wissenschaftliche Medizin nicht miteinander in Widerspruch, sondern die Wissenschaft steht in einem kontinuierlichen Zusammenhang mit dem, was beim ersten Anblick als Wundergeschichte erscheint.

Eine ähnliche Kontinuität zwischen der antiken Heilkunde, dem christlichen Glauben und der modernen Medizin liegt im moralischen Bereich. Für die antike hippokratische Medizin war Krankheit zwar kein Ergebnis einer Sünde – was aber nicht bedeutet, dass Krankheit nichts mit unserer Lebensführung zu tun hätte. Eine der wichtigsten Einsichten der antiken Medizin ist ja, dass der Mensch eine Mitverantwortlichkeit hat für seine Gesundheit und die seiner

Mitmenschen. Krankheit und Gesundheit sind nicht einfach Schicksalssachen, sie entziehen sich nicht völlig unserer Kontrolle, es liegt zumindest bis zu einem gewissen Grad in unserem Vermögen, sie zu beeinflussen – und es ist unsere Verantwortlichkeit, dieses Vermögen zu entwickeln und gut zu benutzen: entweder dadurch, dass wir Krankheiten, von denen wir wissen, dass sie durch eine gewisse Lebensführung hervorgebracht werden, durch eine gesunde Lebensführung vorbeugen; oder dadurch, dass wir im Fall einer bereits eingetretenen Krankheit aktiv nach Heilung suchen und an der Behandlung mitwirken – genauso wie es der Vater des Knaben in unserem Evangelium machte: sein hartnäckiger und gleichzeitig demütiger Glaube führte ihn allem Widerspruch der Menge zum Trotz zu Jesus: 'Ich glaube, hilf meinem Unglauben'. Dieser Wille, geheilt zu werden, ist ein ganz wesentliches und auch für uns sehr aktuelles Thema: auf die Frage 'Willst du geheilt werden?', die Jesus in einer anderen Heilungsgeschichte stellt, ist die Antwort keineswegs selbstverständlich. Wer von uns heutzutage kennt wohl nicht einen Menschen, der in einer Krankheit oder Sucht gefangen ist – das könnte man eine moderne Form von 'besessen sein' nennen – der diese Frage nicht ohne weiteres bejahen könnte und der einen anderen Menschen, und den Glauben eines anderen Menschen braucht – eines Verwandten, eines Freundes – um ihm zu helfen, den entscheidenden Schritt zur Heilung zu gehen. Jesus heilt nur die, die es auch wollen und zulassen; in der hippokratischen Medizin und auch in der heutigen Medizin ist es nicht anders.

Diese menschliche Mitverantwortlichkeit besteht weiterhin auch darin, dass man bei unheilbarer Krankheit oder chronischer Behinderung trotzdem versucht, eine möglichst hohe Lebensqualität zu erreichen, sowohl körperlich als auch geistig, um sich irgendwie mit seiner Erkrankung – und ggfs. auch mit ihrer Unheilbarkeit – abzufinden, sich ihr zu stellen und sich nicht von ihr entmutigen zu lassen. Gerade in der Aufforderung, bewusst und verantwortlich mit seinem Körper umzugehen, mit seinen Möglichkeiten und Gebrechlichkeiten, mit seinem Potenzial zum Genießen und mit seiner Empfindlichkeit und Verletzbarkeit, liegt eine weitere wichtige Parallele zwischen der antiken Medizin und dem christlichen Glauben: denn auch für uns Christen ist der Körper wichtig, wir

sollen ihn nicht vernachlässigen, ignorieren oder ihm gleichgültig gegenüberstehen, sondern ihn pflegen und möglichst gut benutzen.

In diesem bewussten und strukturierten Umgang mit dem Körper ist schließlich auch die geistige Komponente nicht zu vernachlässigen. Die antike Medizin ging von einem engen Zusammenhang zwischen Körper und Geist aus. Im christlichen Glauben ist es nicht anders, wie es unsere Geschichte zeigt: der Knabe im Evangelium leidet sowohl geistig als auch körperlich, er ist Opfer einer gestörten Verbindung zwischen Geist und Körper, die ihm die Kommunikation und ein irgendwie normales Leben mit anderen Menschen unmöglich macht und ihn sogar in lebensgefährliche Situationen bringt. Dagegen ist es die Geisteshaltung und Motivation des Vaters, sein Glaube, der noch stärker ist als der Glaube der Jünger Jesu, die die Hoffnungslosigkeit der Situation durchbricht und das Heil von Jesus erwartet, bei ihm sucht und findet. Und Jesus nimmt den ganzen Menschen in den Blick, sein Heil betrifft den Menschen als ganzen: nicht nur die körperlichen Beschwerden, sondern Leib und Seele.

Jens Schröter:

Die Sicht der antiken Medizin auf die Heilungsgeschichte aus dem Markusevangelium ist uns in mancher Hinsicht vertraut. Antike Ärzte hätten die Erklärung „er ist von einem stummen Geist besessen“ vermutlich als unsinnig abgetan, zumindest aber als unzureichend betrachtet. Sie hätten nach Ursachen für die Anfälle des Jungen gesucht und nach Möglichkeiten, ihn zu therapieren. Auch uns liegt ein solcher rational-physiologischer Zugang näher. Stehen also die Sicht des Markusevangeliums und die medizinische Sicht auf die Anfälle des Jungen unverbunden neben- oder sogar gegeneinander?

Betrachten wir einige Aspekte des Textes genauer. Wir haben schon gehört, dass die Symptome der Anfälle sehr präzise beschrieben werden. Offensichtlich liegt dem eine genaue Beobachtung der Phänomene zugrunde, die eine solche Krankheit kennzeichnen. Es geht hier also nicht einfach darum, Jesus als Wunderheiler zu inszenieren. Es geht vielmehr um Ursachenforschung, um einen konkreten Befund, um die Beschreibung einer irritierenden Störung, verursacht durch eine Macht, die von dem Körper des Jungen Besitz ergreift. Und nicht

zuletzt: Jesus erkundigt sich, seit wann der Junge diese Anfälle hat – ganz im Sinne einer Diagnose.

Ein zweites Merkmal: In der geschilderten Szene tritt eine ganze Reihe von Personen und Gruppen auf. Da ist der Vater, der seinen Sohn zu Jesus gebracht hat, weil er ihm zutraut, den bösen Geist vertreiben zu können. Da sind viele Menschen aus dem Volk, Schriftgelehrte und die Jünger Jesu. Sie debattieren eifrig darüber, was zu tun sei mit dem Jungen, den ein schlechter Geist beherrscht, der damit mitten unter ihnen seine Macht demonstriert. Und da ist der Geist selbst. Er wird bei der Begegnung mit Jesus sofort aktiv, zerrt an dem Jungen, wirft ihn zu Boden, demonstriert seine Stärke.

Es geht also nicht einfach um einen medizinischen Fall, um nüchterne Analyse und die Suche nach der richtigen Therapie. Die Erzählung aus dem Markusevangelium ist kein medizinischer Traktat. Sie führt vor Augen, dass Krankheit Entsetzen auslöst über die negative Macht, die in Gestalt der Anfälle des Jungen immer wieder plötzlich in die Gemeinschaft einbricht. Die Krankheit des Jungen wird nicht nur als individuelle Beeinträchtigung wahrgenommen – das auch –, sondern ebenso als soziales Problem. Sie verstört die gewohnte Ordnung, reißt die Grenzen zwischen dem Bereich des Gelingenden und Geordneten auf der einen und des Unreinen, Gefährlichen auf der anderen Seite nieder. Das wird als bedrohlich wahrgenommen, nicht nur für den Betroffenen selbst, sondern auch für die Gemeinschaft, in der er lebt.

Und schließlich: Da ist die erstaunliche Aura, die Jesus umgibt. Sie ist zweifellos das Zentrum der Erzählung. Schon bei seinem Auftreten macht sich Erschrecken breit. Jesus ist bekannt als jemand, der besondere Fähigkeiten besitzt, feindlichen Mächten auf Augenhöhe begegnen und sie bezwingen kann. Er wird dabei aber nicht als ein auf Erden wandelnder Gott dargestellt, der alles kann. Wenn der Vater zu ihm sagt: „Wenn du etwas vermagst, hilf uns!“ dann steht die Frage im Raum, ob Jesus tatsächlich etwas tun kann gegen das scheinbar übermächtige Wüten des fremden Geistes.

Anders als in anderen Heilungsgeschichten, anders auch als in medizinischen Texten, werden keine Heilmittel genannt, es wird auch kein Heilungsvorgang geschildert. Jesus behandelt den Jungen nicht mit Hilfe von Speichel oder durch Berührung kranker Organe. Er bedroht vielmehr den unreinen Geist und packt

das Übel damit gewissermaßen bei der Wurzel. Das ist die erstaunliche, die befreiende Erfahrung dieser wie auch anderer Heilungsgeschichten: Zerstörerische, krank machende Mächte können bezwungen und in ihre Schranken gewiesen werden. Dass dies bei der Begegnung mit Jesus geschehen konnte, gehört wohl zu den nachdrücklichsten Erfahrungen des frühen Christentums.

Zwei Perspektiven – eine medizinische und eine religiöse – stehen sich gegenüber. Wo kommen sie zueinander? Da ist zunächst die Sicht auf den Menschen. Die antike Medizin steht nicht einfach als aufgeklärte Wissenschaft neben der Religion. Die antiken Mediziner leugnen nicht, dass das körperliche und seelische Heil der Menschen eine religiöse Dimension besitzt. In den Kultstätten des Asklepios, des wohl bekanntesten griechischen Heilgottes der Antike, finden sich sowohl Tempel zu seiner Verehrung als auch Räume und Vorrichtungen für die Therapien der Kranken. Der Hippokratische Eid beginnt mit einer Anrufung der Götter, und der Stammbaum des Hippokrates, des Begründers der antiken Medizin, geht bis auf Asklepios zurück.

Die medizinische und die religiöse Sicht stehen nicht gegen-, auch nicht nebeneinander, sondern sie ergänzen sich. Heilung an Leib und Seele ist nicht zu reduzieren auf medizinische Einsichten über die Funktionsweise des menschlichen Körpers. Dass die Psychosomatik heute hoch im Kurs steht, verdankt sich nicht zuletzt der Einsicht, dass Krankheiten, die sich in körperlichen Defekten äußern, oftmals Ausdruck einer verwunderten Seele sind. Die antike Sicht auf den Menschen – in biblischen Texten wie auch in griechisch-römischer Religion und Medizin – ist darum anschlussfähig für ein heutiges Bild vom Menschen, seine körperlichen und seelischen Gefährdungen und die Möglichkeiten eines heilvollen Lebens. Der Text aus dem Markusevangelium schildert eine Störung auf mehreren Ebenen: da ist die Gemeinschaft, die über die Anfälle des Jungen besorgt und irritiert ist, da ist der Vater, der nach jemanden sucht, der der bösen Macht wehren kann, und da ist der Junge selbst, der dem hilf- und schutzlos ausgeliefert ist. Der Verlauf der Geschichte ist Ausdruck der Zuversicht, dass die feindliche Macht, die das Leben bedroht überwunden werden kann, dass Heilung an Leib und Seele möglich ist. Diese umfassende Sicht auf Leib und Seele, auf Krankheit und Heilung verweist auf

einen Zusammenhang von Religion und Medizin im antiken Nachdenken über den Menschen, den zu beachten auch für unser Nachdenken über das Heilwerden von Leib und Seele förderlich ist. Amen.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen in Christus Jesus. Amen.